

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Carl Spittelers Glocken- und Graslieder
Autor: Fierz, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Braten allen verehrten Mitgliedern recht gut schmecken möge,
bin ich Ihr ergebenster
Adam Albrecht."

Grosses und Lornjens Augen richteten sich nach Vorlesung dieser Zeilen gespannt auf den Pfarrer. Dieser blieb eine ganze Weile stumm und rieb sich mit dem Taschentuch an Nase und Augen herum.

"Das ist ganz mein alter Moritz Albrecht!" stieß er dann endlich hervor. "Stets war er bedacht, andern auf unmerkliche Art das Unangenehme aus dem Weg zu räumen! Dieser schadenfrohe Knapps dagegen... Ich bin überzeugt, er hat hinter den Faloufen mit größtem Vergnügen den Käsebstahl mitangeesehen. Doch warte nur, du..."

Der Pfarrer griff nach seinem Hute und stürmte zum Saale hinaus. Betroffen sah ihm Lornjen nach: "Er wird doch nicht fortbleiben?"

Grosse rieb sich schmunzelnd die Hände: "Nein, der kommt wieder und bringt noch einen mit!"

Grosses Prophezeiung wurde noch übertroffen; denn nach Ablauf einer Stunde erschienen in der vom Wirt mit großer Feierlichkeit aufgerissenen Türe die beiden alten verhöhten Feinde und noch älteren Freunde Albrecht und Fuchs und hinter ihnen mit vor Glück strahlenden Gesichtern Adam und Eva — diese freilich etwas schüchtern, sich als gar so neubackene Braut vor der großen Menge zu zeigen. Ihr Vater

hatte ihr aber keine Ruhe gelassen, sie hatte mitgemußt. Und als sie nun in den Augen aller, mit Ausnahme des Doktor Knapps, eine warme Teilnahme an der günstigen Wendung ihres Geschickes und in denen ihres Vaters Grosse sogar eine Freudenträne leuchten sah, ward sie sich ihres Glückes erst recht bewußt. Der Blick, mit dem ihre sonst so ernsten und schönen Augen in die ihres vor Freude ganz übermütigen Bräutigams tauchten, veranlaßte Doktor Knapps, mit einer sehr fadenheinen Entschuldigung plötzlich aufzubrechen. Und Grosse behauptet heute noch steif und fest, daß der alte Geizhals eine ganze Anzahl Kupfermünzen aus seinem bedeutenden Mammon geopfert habe, um die Jugend der kleinen Stadt zu bestechen; denn von nun an hörte man um den Pfarrhof in allen nur denkbaren Variationen das schöne Lied singen und pfeifen:

"Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Gib sie wieder her!"

Das Liedlein verstummte dann, als der würdige Pfarrherr eines Tages unter die lustig singende Jugend trat und lächelnd jagte: "So, nun singt mal lieber den Jungfernkranz! Morgen haben die beiden Hochzeit!" — Er deutete auf seine ihm folgenden Töchter — "Und wenn ihr vom Singen hungrig werdet, so stopft damit die Mäuler!" Mit diesen Worten leerte er einen ungeheuern Korb voll Bregeln und Äpfel unter die schreienden, sich balgenden Schlingel aus.

Carl Spittellers Glocken- und Grasslieder.

Nachdruck verboten.

Ein überaus heller Klang hat uns den literarischen Frühling 1906 eingeläutet.

Die Dichtung Spittellers hat sich von jeher angelegentlich mit den Glocken beschäftigt. Ihr extramundaner Charakter, dann ihre Wesensverwandtschaft mit der Musik mochten das so mit sich bringen. Spitteler will aber in erster Linie gestalten; so hat er in diesen neuen Gedichten den geliebten Klang nicht nur mannigfaltig dargestellt, sondern auch verkörpert. Ein wonniges Lüsteleben und Saitenspiel himmlischer Winde ist so entstanden. Töne zu malen, und das doch wieder durch das Mittel des Tons (Rhythmus, Reim und Wortklang), hat eine dreifältig spielende Meisterkunst in diesen Glockenliedern zu Wege gebracht.

Die Glockenjungfern schwingen
Sich hoch vom Turm und singen
Ein Morgenjubellied im Chor.
Kein Engelmund tönt reiner,
Je ferner, desto feiner,
Und niemals fehlt ihr kluges Ohr.

Verknüpft die Schwesternhände
Zur Kette ohne Ende,
Blüht durch das Blau der farbige Kranz.
Auf Schlüsselblumenmatten
Segelt ihr Wolken Schatten
Minauf, rainab im flüchtigen Tanz.

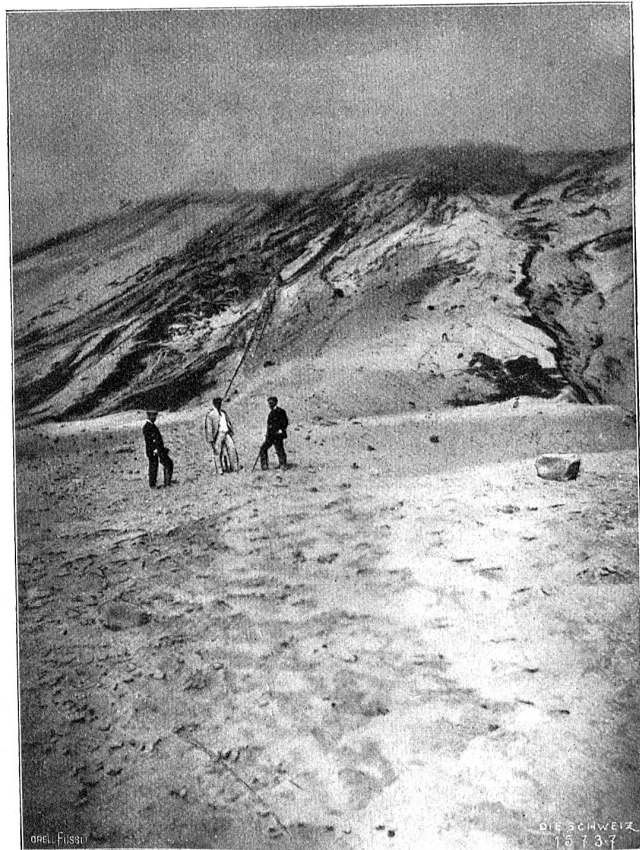
Frühling und Lerchenlieder,
Sie jauchzen alles nieder,
Stegreich behauptend ihren Ton.
Die Sonne horcht von oben,
Das Echo möcht's erproben,
Versucht's und wiederholt es schon.

Verse wie die angeführten scheinen ja lediglich Ohrenweide und Augentrost sein zu wollen. Und doch, wie innig drücken sie das Seelische aus! Wir haben es alle tausendmal gespürt, wie die Glocken von verlorenen Paradiesen singen. „Kein Engelmund tönt reiner, je ferner, desto feiner!“

„Blüht durch das Blau der farbige Kranz“ — so befahren die teuern Träume den endlosen Raum. Ueber Schlüsselblumenmatten segeln sie. Das Land der Kindheit liegt dort. Die Einlage vom Wanderer im Staube gewinnt in dem Gedichte „Die Glockenjungfern“ dunkle Stimmungschönheit, während sie andererseits den sie umgebenden Glanz erhöht. Lyrische Raft ist nicht die Sache Spittellers. Giltig, mit den Sprüngen des Bächleins am

Wege nimmt nach der Pause die silberne Bewegung den Fortgang. Nur, wie gesagt, ist der Hintergrund des Erdemwechs nun sichtbar.

In ganz zwangloser Anordnung und mit ebensolcher Wahl der Motive zeigen Spittellers Glockenlieder, wie der Schall von den Türmen sich in unser Leben mischt. Stark und



Vesuv-Ausbruch 1906. Reste von Cooks Seilbahn.

tief wie der Klang ist in des Dichters mächtiger Darstellung die Not, die er mitteilt. „Kein Ende dümmerte der schwarzen Fiebernacht...“ „Die Frühglocke“ sanft hinzutretend bringt es. Mit zwei Wirkungen der „Betzeitglocke“ stellt das so betitelt Gedicht traumbeglänzte Jugend und schweres Lebensende sich gegenüber. Es spielt in einer Wirtsstube und unterm selben Dach am Bettchen eines Kindes. Am leztern löst der Klang das reizendste Dämmerungsphantasiespiel aus. Nachdem wir aber vorher, in der genannten Wirtsstube, die von der Not und Nothheit des Lebens ernüchterten und geschlagenen Alten gewahrt haben, sehen wir, von Spitteler's Pessimismus gelenkt, auch auf das treuerzige und glückliche Kind schon das harte Ginst warten. Für unser erwachtes Mitleid und auch im allgemeinen wegen des dunkeln Vordergrundes verdoppelt so der Kindertraum seinen Schmelz. Und wie lieblich meldet ihn im Gedichte der einliegende Wohlklang an:

Audere Sage singt das Glöcklein
oben in das Kämmerlein:
Singt dem Knäblein in die Seele
schaurig schönen Märchenschein,
Singt ihm von der unbefannten,
abenteuerlichen Nacht,
Wo im finstern Wald der Wolf schleicht
und die böse Gule lacht,
Wo die leisen Sterne geistern,
wo die Heze sich verummmt —
Da verklingt das Glöcklein, flackert
in die Ferne und verstummt.

Dieser kurze Blick in den Schwindschen Märchenwald ist ein feines poetisches Erlebnis.

Anderwärts in den Glockenliedern wird die Einzelstimme durch den vollen Chor abgelöst. Im grandiosen Bilde schauen wir es, wie das mächtige Mittagsgeläute den Werktag abdeckt. Das geschieht in dem unter die große Spitteler'sche Phantastik einzureihenden Gedichte „Mittagskönig und Glockenherzog“. Hier muß ein summenendes Glöcklein der Güte des Dichters Botendienste tun, sie in die liebeleere Welt hinaus mitnehmen („Ein Gruß“). Dort geht die grausame Stimme vom Turm einer Verlassenen Schicksalsschlus in die Ohren („Die böse Trauung“). Einige der schönsten Gedichte der Sammlung haben mit Glockenklang nichts zu tun, sind es aber als hehre und edle seelische Aeußerungen. Was finden wir da beispielsweise für einen wundervollen Widerspruch jener Behauptung am Schluß des „Olympischen Frühlings“, daß „der Weltverste höchste“ Form und Schein hießen („Ein Zauber“).

Spitteler's Glocken- und Graslieder bevölkern Luft und Flur mit den feinsten, oft hochoriginellen Gestalten. Ganz un-nachahmlich vertritt die letztern das abgedankte „Brückengespenst“, das mit seinem reizenden Lebensabriß zugleich einen so prächtig gezeichneten Privatcharakter und ein eben solches Bild der guten alten Zeit gibt und vorführt. Ich möchte es wohl samt seinen sieben Söhnen „mit Wanderpack und Bettelack“ („und alle kleinen weinen“) von Oberländer illustriert sehen.

Und eine allerliebste, wehmütig satirische Pointe hat das Gedicht: „'s ist furchtbar schwierig heutzutage' für körperlose Seelen“.

Wie in keinem Buche Spitteler's, so fehlen auch hier die satirischen Stücke nicht. „Die neidischen Kapellen“, aufs literarische Feld hinübergestellt, machen uns mit ihrem Gebaren schaudern; anderseits freilich gewährt es uns Vergnügen, dieses so drastisch geschildert zu sehen.

„Die Glocken des Kaisers Carolus“ gäben wir als literarisches Gleichnis auch nicht mehr her. Daneben erfreut das Gedicht durch den epischen Zug und Fluß und die gedrängte Kraft der Sprache und Darstellung. „Daß die Christenheit entfloß und Carolus ebenso“: Christenheit, das sind hier die Kunstverständigen, Carolus ist der edle Kunstfreund und Idealist, der bei dem Dichter, hier Glockengießer, eine Gabe für die in ihrem geistigen Niveau noch zu bebenden Mitmenschen bestellt. „Glocken sollen diese Wilden locken!“ Ohne Wirkung verhallt aber für diese der edle Wohlklang. Spitteler schildert ihm auf die kindlich naiven Vorstellungen der Zeit eingehend in allerliebster Weise:

Dieser schuf ihm ein Geläute,
Also lieblich, daß die Leute
Meinten: Nachtigallenherz
Wächt er in das strenge Erz.

Konnte doch die trogigen Mannen
Nicht damit zur Stelle bannen:
Zwar sie lugten aus dem Wald,
Aber frech und spöttlich halt.“

Ein Klang von außerordentlich mißtönender Häßlichkeit übt dann nachher eine um so größere Anziehungskraft aus. „Zauchzten, sprangen schier wie toll, Füllten alle Kirchen voll.“ Man muß mit der Dichtung Spitteler's noch nicht allzubefannt sein, um zu erraten, daß dort mit Glocke und Gras allerfeinstes Leben sich regt. Es ist auch so. Grillentaut und das Wogen der Gräser sekundieren das Zwiegespräch glücklicher Jugend. Glockentöne gesellen sich bei, veranklingend „aus Gründen der Freundlichkeit“. Tief in solch leztern entfaltet auch „Scherzo“, der zweitletzte Teil der Dichtungen, seine Anmut und Schalkhaftigkeit.

Wo des Dichters Flurlied in die große Weltlandschaft geht, wird es gleich wieder Phantastik. Dahin sind die „Finger der Chlorophyllis“ und „Hertha“ zu zählen.

„Hertha“ gibt eine schwingvolle Morgensymphonie, Symphonie auch insofern, als der Dichter hier, innerhalb der Handlung, Farben in Töne umsetzt, Licht zum Schall werden läßt. Man muß, ich möchte wohl sagen, auf Spitteler eingeeübt sein, um da die vom Dichter gewollte Wirkung zu spüren. Ist man es aber, so wird man den Sonnenvagendonner und Jubelruf der Walfire, wird man das Dröhnen der Felsenrunde voll in Gold und Purpur umsetzen können und so eine grandiose Weltmorgenlandschaft schauen. Licht und Bewegung erreichen dort, wo zudem die Siegel der jungen Hertha durchs Geflüste blüht und ihrer „Mägde rote Röcke leuchten längs den Waldessäumen“, einen kaum mehr zu überbietenden Grad. Der Kreis der Schönheit scheint durchlaufen und geschlossen. Doch gibt es Besseres. Und so naht es auch hier, von Zephyren ge-
kost, mit der eifendsten Freundlichkeit:

Sieh, da springt auf bloßen Beinchen,
die bei jedem Blümlein weiten,
Herthas wonnekundig Knäblein
Balder durch die Akerzeilen.
Seiner großen Kinderaugen
staunendes Prophetenfeuer
Schaut das Bilderbuch der Dinge,
ahnt des Lebens Abenteuer.

Wie oft sind in der Dichtung Spitteler's diese feinen Kinderköpfe die Träger der gläubigen Phantasie und tauchen auf wie Biskonen von diesem einzigen Glücke, das der Dichter als auf der Erde möglich anerkennt! Das Gebet der mütterlichen Göttin ist uns in „Hertha“ erklärt. Tief besetzt es die Schönheit dieser Ode an das erwachende Licht.

In „Hertha“ ist Erntezeit.

Die weißen „Finger der Chlorophyllis“ streuen den Frühling. Die Chlorophyllis ist eine Spitteler'sche Flurgöttin; der Dichter hat sie so benannt nach dem Stoffe, der bewirkt, daß unterm Sonnenschein die Blätter grün werden. Auf einem flugen Köhlein läßt er die holde Fee im noch dunkeln Waldinnern auftauchen und, zuerst von dem Fendentaumel der Erdgeister, dann vom Flügelrauschen der Vögel begrüßt, auf schnell und wunderbar erblühenden Pfaden, ihr Amt antreten und das Wachsen und Werden besorgen. Die herrlichste Steigerung kommt dem Gedicht zugute. Am Rande des zu seiner Fülle gediehenen Flurbildes wird eine Stadt sichtbar „und hinter den Zinnen der Stadt empor lodert ein Glockenchor“. Wir erleben eine künstlerische Sättigung:

„Mari
Klara
Dem ist da“ —

denn Oden verstehen wir hier als Seele.

Mit der Episode vom liebenden Paar vervollständigt Spitteler die Frühlingsschönheit seiner Dichtung durch das Bild der Treue. Man bemerke auch das reizende Vermaß, das der malerischen Wirkung und Lebendigkeit so förderlich ist! Das Licht tanzt wie toll durch den Märchenwald:

„Kobold,
Jag das Gold,
Das ringelnd von allen Zweigen rollt!“

Die Abteilung „Zum Schluß“ endet Spitteler's Buch mit dem tiefsten Ernst. Wir können von dem Dichter keine im

engern Sinne frommen Glockenlieder erwarten; aber die überwindende Güte und das große Erbarmen stimmen da ihre Choräle an. Auch sie sind immer voll origineller Bilder (z. B. „Ein armer Toter auf der Wanderschaft“ und „Zwei Mandeläugen gingen einst auf Reisen“).

Wie schön beschwichtigt und ermahnt der Dichter das über Vernachlässigung klagende Herz:

Ein jeder wandle einfach seine Bahn.
Ob öd, ob schöne, ei, was geht's dich an?
Was tut das Feuer in der Not? Es spricht.
Was tut der Baum, den man vergißt? Er blüht.
Drum übe jeder, wie er immer tut.
Wasch deine Augen, schweig und bleibe gut!"

Anna Fierz, Rapperswil.

Leonhard Haas und Augustin Egger, zwei Schweizer Bischöfe.

Nachdruck verboten.

Mit Bildnis*).

Nun ist dem Bischof des kleinsten der Bischof des größten schweizerischen Bistums im Tode gefolgt. Am 12. März starb der St. Galler Egger, und am 14. Mai verschied in Solothurn Leonhard Haas, der Bischof von Basel-Lugano.

Im gleichen Jahre 1832 geboren, haben sie im gleichen Seminar zu St. Georgen 1845 ihre Theologiestudien vollendet und im gleichen Jahre das priesterliche Amt angetreten. Dann aber schienen sich die Wege dieser zwei im Ziel so einigen, aber in Charakter und Arbeitsweise so verschiedenen Männer zu trennen.

Während Egger beinahe ununterbrochen an der Kathedrale von St. Gallen amtierte und ohne es zu wollen von Würde zu Würde stieg, wirkte Haas als Vikar in Zürich, als Pfarrer in Dietikon und Högkirch, als Chorherr im Hof zu Luzern und als Regens im Priesterseminar. Aber eine merkwürdige Fügung spielte ihre Geschicke immer wieder in einen Faden. Schon äußerlich. Beiden leuchtete schon als Fünfzigern schneeweißes Greisenhaar vom Scheitel. Aber sie sind noch Jünglinge an Nüchternheit. Egger ruft Haas als Ehrenprediger nach St. Gallen und firmt sein Patenkind in der Luzerner Hofkirche. Am Jubiläum des großen Eidgenossen Nikolaus von der Flüe sitzen die zwei, Egger schon im violetten Bischofsmäntelchen, neben Bundespräsident Droz am Bankett, die ehemaligen Bauernknaben von Horw und Schönau neben dem einstigen Urmacherehrerling von Chauf-de-Fonds! Endlich nach dem Tode des kranken Ziala treffen sie sich im Münster von Solothurn als ebenbürtige Kirchenfürsten. Von nun an, wo die Hirten sorgen der katholischen Kirche zur Sprache kommen, begegnen sie sich an der Spitze der Schweizerkatholiken, und, wo andere sich endlich doch trennen, kommen sie erst recht zusammen, im Tode.

Wir sprachen vom ungleichen Charakter der zwei Bischöfe. In der Tat, während Egger über eine klassische Gelassenheit und einen unvergleichlichen Ernst gebot, war Haas ein Mann von Temperament, bewegten Gemüts und voll Humor. Energie besaßen sie beide. Egger schleppete seit den Knabenjahren ein stiches Bein und einen elenden Magen durch ein Arbeitsleben von weitestem Umfang. Haas aber machte schon als kleiner Student acht Jahre lang täglich durch Hitze und Kälte den stündigen Weg von Horw nach Luzern ins Gymnasium, indem er noch unterwegs griechische und lateinische Klassiker las und antike Metoren memorierte. Er liebte das Bauernland. Etwas bäuerlich Gefundes, Gemütvolltes und Zähes ging ihm noch als Bischof nach. Seine Energie war eine Energie des Herzens, während sie bei Egger mehr eine Energie des Verstandes schien. Dieser bevorzugte die philosophischen und mathematischen Disziplinen, Haas die Redner und Schriftsteller der alten Welt. Nebenbei gesagt, ward Egger ein famoser Mathematiker, Haas einer der besten Lateiner weitem. Ernste und begeisterte Schweizer, stellte Egger mehr den modernen, der Zentralisation nicht abholden, vor Reformen nicht erschreckenden Bürger, mit einem Wort den St. Galler, also einen beweglichen, zutunlichen, über viele Pfähle blickenden Grenzbewohner dar, gegenüber dem nachigen Zentralschweizer, der schwer in der heiligen Scholle alter Zeiten und Väterfitten wurzelte. Egger besaß eine

angeborene staatsmännische Gabe, die sich weit über sein Bistum hinaus betätigte und ihn in kulturellen Fragen wie der Forrerischen Krankenversicherung an die Spitze der Vorlagefreunde und an die Front des öffentlichen Kampfes stellte, in Fragen der Abstinenz und religiösen Askese aber zu einer internationalen Berühmtheit machte. Mit seinem Plan „eines modernen Wirtshauses“ ist Egger um ein halbes Jahrhundert der trägen Zeit vorausgeeilt. Haas überließ diese ruhmvolle auswärtige Arbeit neidlos seinem Kollegen. Er hatte zu Hause genug Arbeit. Der Bischofsstuhl von Basel ist kein Ruhesessel. Da nimmt die innerkirchliche Arbeit schon den ganzen Mann in Beschlag und reibt ihn, wenn er nicht von Eisen ist, vor der Zeit auf. Von Basel den weiten Jura hinaus muß er amten, über die Bundesstadt, durch den Aargau und Luzern und Zug in die Zipfel der Ostschweiz hinaus bis Konstanz. Es gibt wohl kein katholisches Kind in jenen Gebieten, das Haas nicht gesegnet, keine Kirche, in der er nicht ein oberhirtliches Wort gesprochen hat. Mit echt bäuerlicher Nüchternheit trat der Bischof vor achtzehn Jahren die Bürde an. Nicht eine Krankheit der Arterien, darf man heute sagen, die Krankheit zu vieler Sorge und Mühe hat seine eiserne Gesundheit gebrochen. Jäh, mit Hilfe einer tückischen Zufälligkeit, riß der Tod den St. Galler aus seiner Studierstube. Bischof Leonhard sah man langsam und sicher unter der Uebermüdung sterben.



† Bischof Haas (1832—1906).

Egger war eine irenische Natur. Das Einzigende, nicht das Scheitende suchte er den durch Politik und religiöse Anschauung getrennten Zeitgenossen fühlbarer zu machen. Haas hatte genug an der Sicherung des innern Besitzstandes unter den Seinigen zu schaffen. Egger war ruhig im Wort, maßvoll in der Rede; wie mit einem Stichel geprägt erschien jede Zeile seiner Schriften. Ein seltener Psychologe baute er alles auf der gründlich erforschten Menschenseele auf. Er war kein eigentlicher Redner und sprach eher wie ein Schriftsteller, während Haas, der geborene Meister des Vortrags, wie ein Redner schrieb. Leonhard wäre wohl einer der ersten Kanzelredner der Gegenwart geworden, hätte er nicht einen durch Arbeit so zerplündernden Tag gehabt. Ein Hauch antiker Größe und Periodenwürde geht durch seine besten Reden. Seine Rentenpredigt zu Sempach hat den Bundespräsidenten vor der alten Schlachtkapelle so ergriffen, daß er dem Prediger gerührt die Rechte bot. Haas hatte Schwung, elementare Empfindungen und starke rhetorische Launen im Vortrag. Egger dagegen war die Berechnung und Ueberlegung selbst. Kein unnützes Beiwort enthält sein Satz, keine Wiederholung duldet er, und seine größte Freude ist es, wenn Wort und Idee sich auf dem einfachsten Wege finden.

Ihre kirchliche Ueberzeugung in einer Welt voll fremder und entgegengesetzter Ansichten zu verteidigen, waren beide Männer tapfer genug. Aber Haas focht lieber mit dem Blickschlag eines zündenden Wortes, Egger mit der gemessenen Ruhe seiner Feder. Bischof Leonhard ging besonders darauf aus, das alte religiöse Bewußtsein des katholischen Volkes zu wecken, und scharf eiferte er gegen alle Halbheit. Bei der häufigen Verquickung von Staat und Kirche kamen beide Bischöfe öfter in Kampfstellung. Egger zumal hat häufig seinen Standpunkt

* Das Bildnis von Bischof Egger finden unsere Leser S. 172. N. d. R.